

Wolfgang Klein und Brigitte Schlieben-Lange

Einleitung

Auf der Klippschule lernt man, dass ein Wissenschaft durch ihren Gegenstand, ihre Ziele und ihre Methoden bestimmt ist. Auch lernt man, dass sich diese drei im Laufe der Zeiten ändern und dass sie in einem gewissen, freilich nicht leicht zu bestimmenden Zusammenhang miteinander stehen.

Der Gegenstand der Philologie ist der Sinn, der sich in gesprochenen und geschriebenen Worten niederschlägt. Dieser Gegenstand hat sich im Laufe der Geschichte zweimal gewandelt und auch wieder nicht. Der traditionelle Philologie, sei es in ihrem eher sprachwissenschaftlichen oder in ihrem eher literaturwissenschaftlichen Teil, befasst sich vor allem mit der geschriebenen Sprache. Das hat verschiedene Gründe. Antike Texte sind nur in dieser Form zugänglich. Die geschriebene Sprache wird für würdiger gehalten; ein Dialog des Euripides oder Bert Brechts ist ein edlerer Gegenstand und der Erforschung eher wert als eine wirre Wegauskunft oder der Klatsch unter Nachbarn. Zumindest im sprachwissenschaftlichen Teil hat sich dies zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts zu ändern begonnen. Die Entdeckung der Lautgesetze, die Erforschung lebender Dialekte oder von Sprachen, die keine Schrift kennen, hat das Bild bereichert, allerdings nicht grundsätzlich geändert. Der zweite, diesmal den literaturwissenschaftlichen Teil stärker berührende Wandel gilt jenen Ausdrucksformen des Literarischen (des Geistes?), die man unter dem Wort »Neue Medien« zusammenfasst. Manche sehen in der Beschäftigung mit Film, Fernsehen, Hörspielen, Comics einen Bruch mit dem, was eigentlich die philologische Forschung ausmacht. Das ist verständlich, aber auch wiederum merkwürdig, denn es hieße, dass der Gegenstand durch eine besondere Ausdrucksform, Zeichen auf Papier, bestimmt ist, nicht durch das, was darin zum Ausdruck kommt und auch in anderer Weise zum Ausdruck kommen kann. Es ist ja nicht das geschriebene Wort, sondern sein Sinn, um den es geht.

Was die Ziele der Philologie sind, ist weitaus schwerer zu sagen. Das Verstehen, das Erklären, der gesetzeshafte Zusammenhang zwischen Ausgedrücktem und Ausdruck, die Ausdeutung des einzelnen Falles vor dem Hintergrund des individuell verschiedenen Wissens? Einigkeit besteht hinwieder, dass sich die Methoden dem Gegenstand anpassen und den Zielen unterordnen müssen. Eine historisch-kritische Ausgabe ist nicht das Ziel der Philologie, es ist eine Mittel, vielleicht das wichtigste, um das Ziel, wie immer dieses genau bestimmt sein mag, zu verwirklichen. Nicht ganz so ist dies mit einem umfassenden historischen Wörterbuch oder einer Grammatik; sie archivieren

nicht nur die Fakten, die es zu analysieren gilt, sie sind selbst schon in hohem Masse Ergebnis der Analyse, damit zugleich aber auch materielle Grundlage für die weitere, detailliertere Forschung. Es ist nun eigentümlich, in welcher hohem Masse wir diese methodischen Instrumente verabsolutiert haben. Eine historisch-kritische Ausgabe hat die Aufgabe, die verschiedenen Varianten eines Textes in seiner Entwicklung getreulich sichtbar zu machen, vielleicht mit dem weiteren und sicher oft fragwürdigen Ziel, hinter diesen Varianten, so wie sie uns zugänglich sind, den »eigentlichen« Text sichtbar zu machen. Dazu eignet sich das Papier schlecht. Die bewundernswerten Leistungen, bewundernswert ob des Fleisses und des Scharfsinns, die dazu aufgewendet wurden, verdunkeln diesen Umstand. Aber je reicher die Entstehungsgeschichte, je vielfältiger die Überlieferung, umso fragwürdiger wird die Entscheidung für einen Text, umso umständlicher wird, wo auf einen solchen verzichtet wird, die Darbietung der Varianten. Ideal wäre, wenn man alle Fassungen oder aber auch eine gerade interessierende Auswahl nebeneinanderstellen können, zeilen- oder spaltenweise, hinzu vielleicht Übersetzungen oder parallele Passagen aus anderen Teilen desselben Textes oder auch anderer Texte. Dies ist nun eines der wenigen Ideale, die sich inzwischen ohne ernsthafte Probleme verwirklichen lassen. Man muss bloss die Texte auf eine CD bringen und sie um einige »intelligente« Programme ergänzen. Ersteres ist eine reine Fleißarbeit. Letzteres ist nicht völlig trivial, aber es ist trivial gemessen an vielen anderen Dienstleistungsprogrammen, die es derzeit gibt, nicht zu erwähnen etwa die Hilfsprogramme, deren man sich in anderen Wissenschaften bedient. Sind historisch-kritische Ausgaben als Instrument der literaturwissenschaftlichen Philologie damit sinnlos geworden? Ja.

Dasselbe gilt zwar nicht in der gleichen, aber doch in vergleichbarer Weise für die im vergangenen Jahrhundert entwickelten und sogleich zu hoher Blüte gebrachten Instrumente der sprachwissenschaftlichen Philologie – die großen historischen Wörterbücher wie das Grimmsche Wörterbuch, die umfassenden Grammatiken in den verschiedenen »Grundrissen« und Gesamtdarstellungen: Brugmann-Delbrück, Paul, Gröber, um nur einige zu erwähnen. Es ist nicht ganz derselbe Fall, weil – wie bereits gesagt – in diese Darstellungen, insbesondere in die Grammatiken, aber durchaus auch in die Lexika, oft bereits ein hohes Maß an Analyse der reinen Fakten eingegangen ist. Aber zumindest insoweit sie einfach die Fakten zusammengetragen, geordnet und aufbereitet haben – und dies ist sicherlich die wichtigste ihrer Funktionen – läßt sich das, was sie leisten, sehr viel leichter, umfassender und nachprüfbarer, kurzum, wissenschaftlicher schaffen, wenn man die technischen Möglichkeiten ausnutzt, die uns heute zu Gebote stehen.

Im Prinzip zu Gebote stehen. Geschehen ist bislang wenig. Was wohl zusehends geschieht, ist die »Umstellung auf EDV«; dies heißt, daß man gewisse Arbeitsabläufe zu beschleunigen versucht. Es ist, als würde man nach Erfindung des elektrischen Lichts nun nicht die Gaslaternen abschaffen, sie wohl aber elektrisch anzünden.

Dieses Heft befaßt sich mit einigen der technischen Möglichkeiten, die sich heute dem Philologen bieten. Je zwei Beiträge sind der Lexikographie und der Grammatikschreibung gewidmet: *Hartmut Schmidt* plädiert für eine neue Form der lexikographischen Forschung, *Helmut Feldweg* zeigt am Beispiel eines schon weit entwickelten Projektes, wie sich diese Ziele umsetzen lassen. *Dietmar Zaefferer* zeigt die Vorzüge eines Systems deskriptiver »elektronischer Grammatiken«, in das nach und nach möglichst viele Sprachen weltweit eingebunden werden sollen, *Angelika Storrer* beschreibt am Beispiels des am »Institut für Deutsche Sprache« entwickelten Systems »Grammis«, wie sich eine Grammatik auf Rechner in der Praxis nutzen läßt. Dass nur ein einziger Beitrag direkt den neuen Möglichkeiten in der Literaturwissenschaft gewidmet ist, war nicht beabsichtigt; aber es ist auch kein reiner Zufall: im sprachwissenschaftlichen Teil ist die Entwicklung weiter fortgeschritten. *Bernard Cerquiglini* und *Jean-Louis Lebrave* berichten über das große Projekt »Philectre«, an dem derzeit sechs französische Forschungszentren aus Mediävistik, Literaturwissenschaft und Informatik kooperieren. Eingerahmt werden diese sechs Beiträge von zwei Aufsätzen, die das Verhältnis von Technik und Technologie in etwas unterschiedlicher Weise reflektieren. Die Beiträge von *Helmut Schanze*, einem der Pioniere auf diesem Gebiet, und des Medienforschers *Klaus Kreimeier* sind in ihrer Betrachtungsweise sehr verschieden, aber auch wieder in einem Punkte ähnlich: aus beiden wird sichtbar, wie sehr wir hinter den Veränderungen, die uns die technische Entwicklung beschert, immer dieselben Themen, dieselben Motive, dieselben Fragen finden.